

Berggeist.

Beilage zur „Draviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nro. 33.

Dravicza, den 14. Juli 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman von B. Corony.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

Heute befand sie sich in einer weichen gerührteren Stimmung. Das Unglück, welches die Familie des Staatsanwalts getroffen, hatte auch auf sie einen erschütternden Eindruck gemacht und ihr ins Gedächtniß gerufen, wie nahe sie daran war, ihr theueres Kind zu verlieren. An der Wiege des Kleinen knieend hatte sie beschlossen, ein Sühnopfer darzubringen und der Rätin Olsen, die ohne Zweifel bei dem Begräbniß anwesend sein würde, den Brief zu übergeben, der ihren Töchtern einen großen Theil der Hinterlassenschaft Alfelds sichern sollte. Als die Trauerfeierlichkeit beendet war und der Hügel sich über der so grausam aus dem Leben Gerissenen wölbte, wollte Natalie zur Ausführung ihres Vorhabens schreiten, und wandte sich zu Bernau, um ihn davon in Kenntniß zu setzen. Er überhörte ihren leisen Ruf und als sie der Richtung seines Blickes folgte, flammte es plötzlich wie ein jäher, furchtbar greller Lichtschein

vor ihr auf, den wosthätigen Nebelgleiter, der ihr bisher die Wahrheit verhüllt hatte, zerreißen. Dort an dem Grabe stand Anna, den linken Arm um die schluchzende Walpurga geschlungen, während ihre rechte Hand wie schützend auf dem Lockenköpfchen

schlanken Gestalt, in der leichten Neigung des Hauptes lag ein unbeschreiblicher Reiz und das schien auch Bernau zu empfinden, denn er vermochte die Blicke nicht abzuwenden von dem anmuthigen Bilde und hatte offenbar ganz vergessen, wer an seiner Seite stehend ihn unablässig beobachtete. In der That war es ihm, als sähe er Anna erst jetzt, wo sie ihm verloren war, mit klaren Augen. Ihr ganzes Wesen dünkte ihm plötzlich von unergründlicher Tiefe und wieder sann er darüber nach, ob sie durch edles Aufopfern bewogen wurde, ihm den Ring zurückzugeben, oder ob er niemals das Zauberwort gefunden hatte, dessen es bedurfte, um die Schätze dieses jungfräulichen Herzens zu heben.

Schmerz und zitternde Angst, sich das Theuerste unwiederbringlich entrisen zu sehen, schärfen oft die geheimnißvollen Fähigkeiten des menschlichen Geistes auf unergreifliche Weise.

Natalie vermochte in diesem Moment wie eine Hellsehende

die Gedanken des Gatten zu lesen. Sie mußte, daß er sie mit der zarten, weißen Mädchenrose verglich, und daß sie selbst, trotz ihrer blendenden, sinnberückenden Schönheit, bei diesem Vergleiche, der sich weniger auf äußere, als auf seelische



Natalie. Sie näherte sich und hörte sprechen.

der kleinen Anna ruhte, die sich bang und verschüchtert an sie schmiegte. Heilige Nahrung verschönte ihr liebliches, von dem matten Goldschimmer der reichen Haarwellen umwalltes Gesicht und verlieh ihm etwas Madonnenartiges. In der Haltung der

Eigenschaften bezog, nur verlieren mußte. Und nun kannte sie auch den Gegenüber, der ihre eigene Macht gebrochen hatte. Sie warf einen finstern, haßerfüllten Blick auf ihre Rivalin. Rivalin! Das Wort paßte freilich nicht so recht für das junge Wesen, das, ganz der heiligen Aufgabe hingegeben, ein von Reue gefoltertes Gemüth wieder aufzurichten, die Anwesenheit Bernaus gar nicht zu bemerken schien, aber Natalie hatte gelernt, sich und anderen zu mißtrauen. Sie glaubte nicht mehr an Tugend und edle Gesinnung, sondern fühlte sich vielmehr versucht, in der absichtslosen Selbstvergessenheit, mit welcher Anna sich den beiden Mädchen widmete, eine wohlberechnete Maske zu sehen.

„Sie muß fort, sie muß fort!“ schrie es auf in ihrem Innern. „Seinem Auge soll und muß sie entrückt werden, wäre es auch um den Preis des ganzen Reichthums von dem ich mir herauschenendes Glück erhoffte und der mir nur Elend brachte!“

Was für ein Chaos aufgeregter Gedanken doch während der kürzesten Spanne Zeit durch das Gehirn eines Menschen wirbeln kann! Als man den Friedhof verließ, hatte Natalie eine Reihe von Plänen gemacht und wieder verworfen; daß sie aber ihr Ziel erreichen würde, daran zweifelte sie nicht. So viel stand fest, die mittellose Erzieherin, deren Zukunftsaussichten höchst unsichere und trübselige waren, würde den Lockungen einer unbegrenzten Freigebigkeit nicht widerstehen. Glücklicherweise war das der Rätthin zugeordnete Schreiben noch nicht aus den Händen gegeben. Sie ballte den Brief zusammen und zu Hause angekommen verbrannte sie ihn in ihrem Zimmer.

XXXVII.

Seit die Baronin von Hübner in das Haus des Staatsanwaltes eingezogen war, empfand Anna Dpen oft große Lust, dasselbe zu verlassen. Es herrschte keine Sympathie zwischen ihr und der alten Dame, die ihren Abelsstolz in einer Weise zur Schau trug, welche das feinfühlende Mädchen verletzte. Nicht, daß sie bestimmten Grund gehabt hätte sich zu beklagen, aber es wehte gleichsam eine kühlere Atmosphäre, wenn die Baronin erschien, um den Platz der Verstorbenen einzunehmen. Ohne einen Tadel auszusprechen, ließ sie doch merken, daß die Erziehungsmethode Annas nicht so ganz ihren Beifall fand und diese erfüllte die einmal übernommene Pflichten zwar mit demselben Eifer, aber nicht mehr mit der gleichen Freudigkeit wie früher, da ihr die jede Mühe und jedes redliche Streben versüßende Anerkennung fehlte.

„Könntest Du Dich auf einige Zeit von den Kindern trennen, so würde ich sie lieber mit mir nach B . . . nehmen. In der Residenz fände namentlich Walpurga Gelegenheit, sich feinere Umgangsformen anzueignen,“ sagte Frau von Hübner sechs Wochen nach dem Tode ihrer Tochter zu dem Schwiegersohn.

„Das kann sie hier auch. Fräulein Dpen ist ein hochgebildetes Mädchen,“ erwiderte er.

„Das gebe ich zu; aber sie scheint zuweilen die Grenze, welche den Adel und das Bürgerthum scheidet, nicht zu sehen. Ich wünsche, daß meine Enkelinnen den Begriff „Standesunterschied“ etwas strenger auffassen lernen. Unsere theuere Entschlafene war in dieser Beziehung zu nachsichtig,“ wandte sie ein.

Der Staatsanwalt erklärte jedoch mit größter Entschiedenheit, die Mädchen bei sich behalten zu wollen und pries die Verdienste der jungen Erzieherin mit solcher Wärme, daß die Baronin wohl einsah, sie dürfe wenigstens vorläufig nicht auf die Erfüllung ihres Wunsches hoffen, welcher übrigens hauptsächlich aus einer eifersüchtigen Regung entsprang. Sie meinte die Enkelinnen würden sich inniger an sie anschließen, wenn Anna nicht zwischen ihr und ihnen stände. Diese fühlte das von kühlere Höflichkeit übertünchte Wohlwollen, das ihr seitens der alten Dame entgegengebracht wurde, sehr deutlich heraus, aber ihre mitleidige Zärtlichkeit für die kleine Olga hinderte sie, ihre Stellung aufzugeben und zu den Eltern zurückzukehren. Das Kind wurde ihr auch gänzlich überlassen, hingegen suchte Frau von Hübner Walpurga mehr an sich zu fesseln, welche sie stets bei ihren Ausgängen oder Ausfahrten begleiten mußte; und da man gegenwärtig, des Trauerjahres wegen, in strengster Zurückgezogenheit lebte, so befand sich Anna in den Abendstunden, nachdem die tränkliche Kleine zu Bett geschickt war, gewöhnlich allein.

Da überbrachte ihr der Diener einst eine Karte. Erstaunt las sie den Namenszug und fragte, ob man die Dame nicht von der Abwesenheit der Herrschaften unterrichtet habe.

„Ja,“ wurde erwidert, „sie wünschte aber ausdrücklich Fräulein Dpen zu sprechen.“

Nicht ohne ein Gefühl seltsamer Beklemmung erhob sich Anna, um der eben eintretenden Natalie entgegenzugehen.

Es war ein unbeschreiblich peinliches Moment, als sich die zwei so verschieden gearteten Frauen gegenüber standen. Beide verharrten unwillkürlich im Stillschweigen, aber in Nataliens Augen begann es unheimlich zu glühen. Sie wollte freundlich lächeln, doch die Lippen zogen sich wie im Krampfe zurück und ließen die weißen, fest zusammengepreßten Zähne sehen, so daß ein Ausbruch entschiedener Bosheit das schöne Gesicht entstellte. Auch Annas Züge verriethen tiefe Erregung, allein sie überwand dieselbe und lud die Frau Rechtsanwältin ein, Platz zu nehmen. Diese hatte sich nun ebenfalls gefast, aber so geübt sie auch sonst in der Verstellungskunst war, jetzt gelang es ihr nicht, den beabsichtigten Ton warmer Herzlichkeit anzuschlagen; ganz gegen ihren Willen klang es hoffärtig und verlegend, als sie sagte: „Mein Besuch dürfte Sie in Erstaunen setzen.“

Da Anna nichts erwiderte, sondern eine Erklärung abwartete, fuhr sie fort, verlegen mit ihrem goldenen Armband spielend: „Das Hinscheiden der Frau von

Pampert wird in diesem Hause viel geändert haben und nicht ohne Einfluß auf Ihre Stellung geblieben sein —“

„Allerdings verlor ich viel mit der Verstorbenen,“ lautete die etwas zurückhaltende Antwort.

Abermals stockte das Gespräch. Natalie fand es doch nicht so leicht, wie sie gedacht hatte, ihren Vorschlag auszuführen. Schneeleich waren noch die Lippen und Wangen des jungen Mädchens, das so bescheiden in dem einfachen schwarzen Kleide neben ihr saß, allein es sah nicht aus, als könne die weiße, schmale, halb von der lichten, flimmernden Pracht des Haars verdeckte Stirn sich bemühtig neigen oder als würde der kleine Mund zu allem „Ja“ und „Amen“ sagen, wenn es darauf ankäme eine Meinung zu verleugnen, um pekuniärer Vortheile willen. Indes der Versuch mußte gemacht werden und so nahm die schöne Frau den jäh abgerissenen Faden der Unterhaltung wieder auf und sagte: „Wie es heißt, ist die Baronin Hübner eine unnahbar stolze Aristokratin. Sie soll Ihnen — weßhalb weiß ich nicht — keine wohlwollenden Gesinnungen entgegenbringen und wird Sie vielleicht Ihre Abhängigkeit bitter fühlen lassen.“

Annas Augen waren bisher gesenkt gewesen, jetzt blickte sie Natalie groß und erstaunt an, während ein schwaches Lächeln um ihre Lippen zuckte, und erwiderte: „Sie scheinen die Stellung, welche ich hier einnehme, zu verlernen. Ich bin keine Dienerin, die sich gleichgiltig oder murrend den Launen ihrer Herrschaft fügt, keine willenlose Maschine und kein Geschöpf mit möglichst engebegrenztem Gesichtskreis, das sich geduldig bald da und bald dorthin stoßen läßt. Meine Aufgabe besteht darin, Gemüth und Geist eines zarten, mütterlichen Kindes zu pflegen. Das ist ein gar wichtiges, verantwortungsvolles Amt und wer es übernimmt und sich ihm mit ganzer Seele widmet, hat das Recht, Achtung und Rücksichten zu beanspruchen. Frau von Hübner ist eine alte Dame, deren Eigenart und Schwächen ich gerne Rechnung trage, aber niemals würde ich ihr gestatten, mich herabzusetzen oder durch hoffärtiges Benehmen zu beleidigen.“

„Die Richtigkeit Ihrer Ansichten zugegeben, bleibt nur leider immer noch die Frage offen, ob auch andere Personen eine so hohe Meinung von bezahlten Erzieherinnen hegen, deren Zahl fast noch die der erziehungsbedürftigen Kinder übertrifft. Hier zwingt Sie vielleicht über kurz oder lang der unleidliche Hochmuth einer ahnenstolzen Aristokratin, aus den Ihnen liebgewordenen Verhältnissen zu scheiden und in einem andern Hause müssen Sie möglicherweise dem unausstehligen Dünkelplumper Emporkömmlinge weichen, die Sie, trotz den von Ihnen erstrebten idealen Zielen, zu den höheren Dienstboten rechnen. Auf diese Art haben Sie die Aussicht, eine sehr belehrende Rundreise anzutreten, deren Resultate Sie eines Tages unter dem Titel: „Erlebnisse einer Gouvernante“ veröffentlichen können.“

Diese Worte klangen so pikirt, daß Anna erstaunt und befremdet sagte: „Darf ich fragen, welcher Veranlassung ich die Ehre Ihres Besuches zu danken habe, Frau Doktor? Sicher sind Sie nicht gekommen, um mir ein so angenehmes Zukunftsbild auszumalen.“

„Nein, sicher nicht!“ erwiderte Natalie, indem sie sich zu einem freundlichen Lächeln zwang. „Meine Gereiztheit galt selbstverständlich nicht Ihnen, sondern nur jenen Günstlingen des Glückes, die niemals ihr Leben dem Mangel abzukämpfen hatten, um die es entsehrlich schlecht bestellt wäre, kämen sie je in die Lage, ihre eigenen Fähigkeiten und Talente verwerthen zu müssen, und die dennoch mit einer gewissen Nichtachtung auf die ihnen geistig Ueberlegenen blicken, welche nicht mit Geld und Gut gesegnet sind. Ich darf so sprechen, weil ich selbst ein unbemitteltes Mädchen war. Ich darf ihnen sagen: der Beruf, den sie erwählten, ist ein beklagenswerther. Mögen Sie noch so groß und erhaben denken — es bleibt doch Alles wie es ist. Und nun sollen Sie auch den eigentlichen Grund meines Kommens erfahren. Wiederholt wurde mir von verschiedenen Seiten, auch von Ihren Angehörigen der Vorwurf gemacht, Alfeld beeinflusst zu haben zum Nachtheil seiner nächsten Verwandten. Ich kann jedoch versichern, daß ich die Fassung des Testaments stets lebhaft bedauerte. Es hieße einen Edelmuth und eine Selbstverleugnung heucheln, die ich nicht besitze und welche meiner Ansicht nach überhaupt nicht in der menschlichen Natur liegen, wollte ich leugnen, daß es mich trotzdem anfänglich beglückte, die Erbin des unseligen Mannes zu sein. Ich hatte so lange die bittersten Entbehrungen gelitten, daß schon das Nothwendigste eine Art Luxus für mich war. Ermessen Sie danach, in welchem Taumel des Entzückens es mich versetzen mußte, plötzlich Besitzerin solcher Reichthümer zu werden. Heute blendet mich der Glanz nicht mehr, ich bin übersättigt und habe beschlossen, die Ungerechtigkeit des Schicksals wieder gut zu machen, indem ich Ihnen eine unabhängige Existenz sichere.“

Forschend ruhte Annas Blick auf dem Antlitz der schönen Frau, bis diese sich verwirrt abwandte.

„Wir standen uns ziemlich fremd gegenüber. Ich weiß nicht, was Sie veranlaßt, mir plötzlich solche Theilnahme zu schenken. Der Dunkel wollte sein Vermögen in Ihren Händen wissen, Sie sind seine gesetzliche Erbin und haben keine Verpflichtung, mir etwas von Ihrem Eigenthum abzutreten. Ich danke Ihnen für Ihre wohlmeinende Absicht, füge aber die Bitte hinzu, nicht mehr auf dieses Anerbieten zurückzukommen.“

„Weshalb?“

„Weil es einem Almosen gleicht.“

„Das ist nicht die richtige Benennung, Es handelt sich einfach um ein Uebereinkommen. Indem ich Ihnen die Mittel gebe, fortan ein sorgenloses Leben zu führen, knüpfe ich eine Bedingung daran.“

„Diese wäre?“

„Daß Sie H . . . verlassen. Frau Pastor Schmidt, die Freundin ihrer Mutter, wird Sie gewiß gern aufnehmen.“ Auch Ihren in B . . . wohnenden Verwandten dürften Sie willkommen sein, wenn Sie nicht als Hilfsbedürftige, sondern als wohlhabendes Mädchen erscheinen. Ein Aufenthalt in der Residenz mit deren reichen Kunstschätzen und vielfachen geistigen Anregungen könnte Ihnen ja sicher nur angenehm und förderlich sein. Ich denke —“

„Weshalb wünschen Sie mich von hier zu entfernen?“ unterbrach Anna mit kühler Ruhe.

Wieder drehte Natalie das funkelnde Armband hin und her.

„Mein Gott — es ist mitunter recht peinlich, von Dingen zu sprechen, die man so gern vergessen möchte, an welche man aber bei jeder Gelegenheit rücksichtslos erinnert wird,“ erwiderte sie nach einer kleinen Pause. „Muß ich meine Gründe nennen? Errathen Sie dieselben nicht ohnedem?“

„Ihre Worte sind mir unverständlich.“

„Nun denn — es scheint mir ungar, diese Angelegenheit zu berühren — aber unser aller Interesse gebietet Offenheit. Sie waren früher Rudolphs Braut. Der Rückgang dieser Verlobung hat der Klatschsucht unserer Mitbürger reiches Material geliefert, welches auch jetzt noch nicht erschöpft ist. Ich täusche mich wohl kaum, wenn ich voraussetze, daß nur die Ungunst der Verhältnisse Sie zwingt, hier zu bleiben.“

„Das ist ein Irrthum, den ich berichtigen muß,“ erwiderte Anna. Ein feinerer Fleck brannte plötzlich auf der einen Wange, die langen Wimpern hoben sich und ein Blick voll tödtlicher Kälte traf die schöne Frau. „Die Auflösung der Verlobung erfolgte unter Umständen, die nichts Beschämendes und Erniedrigendes für mich haben. Frei darf ich die Stirn erheben.“

„Meine Vergangenheit birgt wohl manchen Schmerz, manche herbe Enttäuschung, aber nichts, um dessentwillen ich aus der Heimath fliehen müßte,“ sagte Anna nach kurzem Besinnen. „Was hinter mir liegt, ist überwunden und begraben, in die Gegenwart reicht es nicht herein. Ich blicke darauf zurück als auf etwas gänzlich Abgeschlossenes, das mir selbst fremd geworden ist und nicht mehr die Macht besitzt, mein inneres Gleichgewicht zu stören.“

„Ich gratuliere Ihnen zu diesem vollkommenen Siege,“ sagte Natalie mit leisem, heiserem Lachen. „Leider besitzen nicht alle Personen die gleiche stoische Ruhe. Da wir einmal den Boden der Zurückhaltung verlassen haben, so sei es ausgesprochen: ich denke und empfinde anders. Treffen wir uns, was nicht zu vermeiden ist, an öffentlichen Orten, werden wir dann abwechselnd betrachtet, tauscht man flüsternd Bemerkungen aus, so quält, irritiert, reizt mich das unbeschreiblich und ich weiß wohl, daß es Rudolph ebenso geht. Er schämt Sie hoch, Niemand dürfte wagen

in seiner Gegenwart anders als mit Ehrerbietung von Ihnen zu sprechen, aber dennoch wäre ihm, gleich mir, ein Stein vom Herzen, wenn Sie H . . . verlassen würden, deshalb —“

„So sind Sie in seinem Auftrage hier?“ fragte Anna mit vibrierender Stimme.

„Nicht gerade das, aber doch in voller Uebereinstimmung mit ihm. Er meint, wenn Sie sich zu einem solchen Schritte entschließen würden, wäre es auch für Sie besser. In einer fremden Stadt könnte Ihnen ein neues Glück erblühen. Glauben Sie, er meint es so gut mit Ihnen wie ein Bruder und ich darf wohl hoffen, daß auch Sie keinen Groll mehr gegen ihn hegen.“

„Nicht den mindesten,“ erwiderte das Mädchen ruhig, „aber ebensowenig können die Wünsche des Herrn Rechtsanwaltes den geringsten Einfluß auf meine Entschlüsse nehmen. Ich bitte Sie, dieses Gespräch als beendet zu betrachten.“

Natalie war aufgestanden. Eine kleine Falte erschien zwischen ihren dunkeln Augenbrauen.

„So bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich, mit dem lebhaftesten Bedauern, mein Anerbieten abgelehnt zu sehen, von Ihnen zu verabschieden,“ sagte sie, nicht ohne hörbare Gereiztheit. „Ich meinte es gut mit uns Allen, aber Sie weisen den Vorschlag zurück, weil er von mir gemacht wurde. Die Abneigung, welche ich Ihnen einflöße, darf ich leider nicht zu beseitigen hoffen.“

„Sie irren, wenn Sie an eine derartige Empfindung meinerseits glauben,“ versetzte Anna, sich ebenfalls erhebend.

„Ich habe mir meinen Lebensweg vorgezeichnet, fühle mich zufrieden in dem von mir erwählten Berufe und will den Platz nicht verlassen, auf welchem ich stehe und wo ich Gutes wirken kann. Ueberdies hänge ich mit ganzer Seele an der Heimath, und meine Wünsche sind so bescheiden, daß ein geringes Einkommen mir vollständig genügt. Nicht, weil ich Ihnen feindlich gesinnt bin, sondern einzig deshalb, weil Sie mir nichts geben können, was ich vermisse und weil ich meinen freien Willen wahren will, lehne ich ab.“

Mit kühlem Gruß schritt Natalie der Thür zu, hemmte aber plötzlich den Schritt. Wohl hatte sie in diesem Augenblicke das blonde Mädchen, das ihr immer so unbedeutend erschienen war, mit der ganzen Kraft ihrer Seele, aber es stand ja so viel auf dem Spiel und sie hatte diese Unterredung nicht herbeigeführt, um unrichtiger Sache wieder nach Hause zurückzukehren. Sie mußte ihren stolzen Sinn beugen, mußte, wenn sie ihr Ziel nicht verfehlen wollte, sich zu einer Demuth zwingen, die ihr fern lag. So wandte sie sich denn um, reichte Anna beide Hände, und sagte in jenem süßschmeichelnden Tone, der ihr stets zu Gebote stand, sobald ihr Interesse es erheischte: „Wenn ich Sie nun um meines Friedens willen bitte, nicht auf Ihrer Weigerung zu beharren; wenn ich Ihnen gestehe, daß ich für mein Glück

glittere, wenn ich sie ansehe, es mir als mein guter Engel zu behüten, werden Sie mich dann auch noch zurückweisen?"

"Ich verstehe Sie nicht —" stammelte Anna

"O doch — Sie verstehen mich und es ist Ihrer unwürdig, es leugnen zu wollen," fuhr die junge Frau immer dringender fort. "Ich gehe Ihnen mit dem Beispiel rückhaltloser Offenheit voran. Gern gebe ich zu, daß Sie besser, edler, großmüthiger als ich sind: aber eben deshalb müssen Sie mir beistehen. Ich besitze nicht viele gute Eigenschaften — vielleicht wäre ich anders geworden, hätte mir das Unglück nicht schon so früh den Schutz des Vaters geraubt. Fast noch ein Kind, sah ich mich plötzlich in Verhältnisse versetzt, die verberblich auf mich wirken mußten. Das Leid der Mutter, die hoffnungslose Zukunft des Bruders sehend, übernahm ich eine Aufgabe, deren Last zu schwer war für meine jugendlichen Schultern, unter der ich wankte und zusammenbrach. Von keiner stützenden Hand gehalten, hilflos und allein, verlor ich den Glauben an Gott und an mich selbst. Da ging mir noch einmal ein strahlendes Licht auf: Rudolphs Liebe. Sie ist mein Stab, meine Hoffnung, mein Alles. Sie darf mir nicht genommen werden!"

"Warum sagen Sie mir das Alles?" fragte Anna leise, ohne ein Beben der Stimme unterdrücken zu können.

"Weil — es anders zwischen mir und ihm war, ehe er Sie in diesem Hause wieder sah. Weil mich der Gedanke quält, daß er Sie hier treffen, daß er in der unauffälligsten Weise mit Ihnen verkehren kann und daß —"

"Sprechen Sie nicht weiter! Jedes Wort ist eine Beleidigung für mich," unterbrach sie das Mädchen, dessen Wangen jetzt die Röthe des Unwillens färbte.

"Ich kann nicht anders! Ich muß, ich muß!" rief Natalie. "Begreifen Sie denn nicht, wie schwer es mir fällt Ihnen zu gestehen, daß ich nicht mehr die vergötterte, angebetete Frau bin, die ich war? Wenn ich meinen Stolz so gewaltsam niederzwingen, warum wollen Sie dann nicht ebenfalls Ihre kühle Zurückhaltung, die mich nicht täuscht, schwinden lassen? Vielleicht hegen Sie die Absicht sich an mir zu rächen, aber der Pfeil kann zurück-schnellen und Sie selbst verwunden. Bedenken Sie, ich trage Rudolphs Namen. Das habe ich auf immerdar vor Ihnen voraus."

"Genug!" rief Anna gebieterisch und setzte dann ruhiger hinzu: "Es muß fürchtbar sein, so zu zweifeln und zu mißtrauen; deshalb bedauere ich Sie mehr, als ich Ihnen zürne. Lassen Sie uns jetzt scheiden! Durch mich wird der Friede Ihrer Ehe niemals gestört werden. Ich wollte Sie hätte uns Beiden diese peinliche Szene erspart."

Verwirrt, beschämt, sich selbst bittere Vorwürfe darüber machend, daß sie gerade diesem Mädchen einen Blick in ihr Inneres gestattet hatte, kehrte Natalie nach Hause zurück. Ihr Gesicht glühte, ihr Kopf

schmerzte. Sie meinte die Dienerschaft müsse ihr die Erregung ansehen, in der sie sich befand. So trat sie denn durch ein Seitenspörtchen in den Garten, welcher noch in vollster herbstlicher Schöne prangte. Die kühle Abendluft that ihr wohl und wirkte besänftigend. Sie begann ruhiger zu denken, ihre Befürchtungen als übertrieben, ihre Eifersucht als unbegründet zu betrachten. Alle diese Vorstellungen, die sie sich selbstquälerisch schuf, ließen sich ja auf nichts zurückführen, was ihnen irgend welche Berechtigung gegeben hätte. Sie waren vielleicht doch nur das Produkt krankhafter Einbildung. Immer leichter wurde es der jungen Frau ums Herz. Gewiß, gewiß, das Gewitter, welches Klara Weidner, jenes elende Weib, heraufbeschwor, mußte bald ausgetobt haben und dann lehrten auch Eintracht und Liebesmonne wieder. Sie beschloß, sich nicht länger so gereizter Stimmung hinzugeben, dem Gatten mit freundlicher Unbefangenheit zu begegnen und mit allen ihr im reichsten Maße verliehenen Waffen des Geistes, der Liebeshwürdigkeit und einer seltenen Schönheit um ihr Glück zu kämpfen. Der Sieg konnte ja nicht ausbleiben.

Schon wollte sie ins Haus gehen, als ihr Blick auf eine Laube fiel, zwischen deren üppigem Blätterwerk Licht hindurch schimmerte. Sie näherte sich und hörte sprechen. Das war Rudolphs Stimme. Mit wem unterhielt er sich nur so lebhaft und doch gedämpften Tones? Ach — mit dem Hofrath Burgsdorf. Jetzt war gleich eine Gelegenheit da, ihre guten Vorsätze auszuführen. Sie hatte den alten Herrn, ahnend, daß er nicht zu ihren Freunden zähle, immer etwas kühl behandelt und auch das Wohlwollen seiner Schwester in letzter Zeit verschert; nun sollte er ihr aber nicht länger abgeneigt bleiben können. Ueber den Rasen gehend, kam sie lächelnd heran und vernahm plötzlich die Worte:

"Ja, Ihnen gegenüber, der mir stets ein zweiter Vater war, leugne ich es nicht, was Sie mir vorher sagten, ist eingetroffen. Ich muß mein Leben als ein verfehltes betrachten. Dafür habe ich in erster Linie mich selbst verantwortlich zu machen, der ich achlos an einem Stücke vorüberging, das mir nun auf ewig verloren ist. Annas Liebe war eine Perle von unschätzbarem Werth, die ich wie ein Blinder zertrat."

"Ich wußte es, daß Sie dereinst schwer bereuen würden. Nun gilt es als Mann das Unabänderliche zu tragen."

Natalie hörte nichts weiter. Sie wandte sich ab und eilte in das Haus. Als Bernau bald darauf das Wohnzimmer betrat, lehnte sie, die Arme unter der Brust verschränkt, die Augen gesenkt, einen Zug herben Schmerzes um den Mund, in der Fensternische. Er richtete wiederholt eine Frage an sie, welche unbeantwortet blieb. Seltene Beängstigung ergriff ihn bei dem Anblick dieses regungslosen, gleichsam zu Stein erstarrten Weibes. War sie krank? Was bedeutete der finstere Trost, der sich in ihrem Gesichte ausdrückte?"

"Warum antwortest Du mir nicht?" fragte er zum drittenmale und mit steigender Ungeduld.

Da richtete sie endlich die brennenden Augen auf ihn und sagte mit harter, klangloser Stimme: "Was haben wir Beide denn noch miteinander zu sprechen? Ich stand neben der Laube und hörte, was Du Deinem würdigen Freunde anvertrauest und wie sehr Du es jetzt beklagst, mich einst erwähnt zu haben. Du scheinst die Liebe als ein Darlegen auf unbestimmte Zeit zu betrachten, welches man immer wieder nach Gefallen zurückziehen kann. Erst Anna Dipen — da n ich, jetzt wieder sie — wer weiß — vielleicht kommt später die Reihe nochmal an mich. Als Klara Weidner Dir ihren von Bosheit und Unwahrheit strotzenden Bericht erstattete, da hast Du mich förmlich zu Boden geschmettert mit der Macht Deiner mitleidigen Entrüstung und doch hatte ich gegen Dich niemals gefehlt. Wie hüllest Du mir aber Deinen Schwur? Wie durfst Du überhaupt wagen, Dich mir, der Heißempfindenden zu nahen, wenn Deine Leidenschaft nicht ebenso allgewaltig war wie die meine? Ich bin kein Spielzeug, das man ungestraft zur Seite wirft, wenn man seiner überdrüssig geworden ist und keine Anna Dipen, die mit jahrelanger Geduld erst einer anderen Platz macht und dann ruhig auf den Augenblick wartet, wo sie ihrerseits wieder diese verdrängen kann."

"Still!" gebot Bernau zornig auf-fahrend. "Ich verbiete Dir, in diesem Tone weiter zu sprechen! Dazu hast Du kein Recht."

"Du willst wohl behaupten, daß ich unrichtig verstand? Sieh Dir keine Mühe!"

"Ich nehme weder meine Worte zurück, noch werde ich versuchen, ihnen eine andere Deutung zu geben. Du selbst zerstücktest den Frieden und das Glück, indem Du, zu niederen Mitteln greifend, Dir den ferneren Besitz des erschlichenen Erbes zu sichern strebst. Ich sagte es Dir schon früher: "Das Leben würde allen Werth für mich verlieren, müßte ich erkennen, daß ich unrichtig wählte." Wenn ich Dein Thun und Lassen mit dem vorwurfsfreien Wandel Annas verglich, wenn Deine Handlungsweise mich ihre seraphische Reinheit erkennen ließ, wenn ich einsehen lernte, daß die einst mißachtete Liebe dieses edlen Mädchens eine Himmelsgabe war, so ist es Deine Schuld. Du thatest nichts, was Dir meine Achtung zurückgewinnen konnte, nichts, um das Unrecht wenigstens zum Theil zu sühnen."

"Du irrst!" erwiderte Natalie mit schneidendem Spott. "Ich komme eben von dieser Heiligen und habe ihr ein Ver-mögen geboten. Daß sie es, um den Nimbus der Uneigenüzigkeit zu wahren oder vielleicht auch aus anderen Gründen nicht annahm — ist ihre Sache."

"Du machtest ihr ein solches Anerbieten?"

"Ja; unter der Bedingung, daß sie . . . sofort verlasse."

"Was hast Du gewagt! Du mußt sie tödtlich verletzt haben."

„O, sei nur ruhig, es gelingt Dir sicher, sie wieder zu veröhnen. Der Grund ihres entschiedenen Ablehnens wird aber wohl in dem Umstande zu suchen sein, daß sie nicht aus dem Hause des Staatsanwalts scheiden will. Frau von Lampert ist todt — wer kann sagen, was weiter geschieht? Die Baronin von Hübner weiß ohne Zweifel, weshalb sie ihre Entelinnen so gern der treuen Obhut dieses Seraphs entziehen möchte.“

„Schweigel!“ rief Bernau empört. „Vermagst Du an Herzensreinheit nicht zu glauben, so hüte Dich wenigstens ferner solche Worte auszusprechen. Den Namen eines Mädchens, welches Hochachtung und Bewunderung verdient, zu verunglimpfen, gestatte ich Dir nicht.“

Immer noch spielte ein ironisches Lächeln um ihre Lippen, aber Blicke des Hasses schossen aus ihren Augen.

„Ich kann Dich nicht hindern, sie für das vollkommenste Wesen der Welt zu erklären und ebensowenig ihr befehlen, die Stadt zu verlassen“, sagte sie mit eigenthümlich zischendem Tone, „aber hüten mag sie sich vor mir, denn ich bin auf das Neueste gereizt. An mir hat sie jetzt eine Feindin, die kein Vergeben und Verzeihen kennt. Sieht es nicht in jedem Leben Geheimnisse, die der spärende Blick eines Nachgierigen entdecken und an das Licht ziehen, nicht tausend verwundbare Punkte, auf welche das Uebelwollen scharfe Pfeile abdrücken kann? Ja, sie mag sich hüten auch nur einen Schritt weit vom rechten Pfade abzuweichen und etwas zu thun, was sie nicht vor dem strengen, unbarmherzigen Richterstuhle der Welt zu verantworten im Stande ist, denn meine Augen werden sie unablässig beobachten. Ich wurde stets rückwärts verurtheilt, warum sollte ich also meinerseits Schonung und Rücksicht üben?“

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, eilte sie an ihm vorüber in das nächste Zimmer. Die Schleppe ihres seidnen Kleides blieb hängen, mit einem ungeduldrigen Riß zog sie dieselbe nach und es sah nun aus, als winde sich ein schillernder Schlangenleib durch den Thürspalt hindurch.

XXXVIII.

Wenige Tage später kam Robert zu seiner Schwester.

„Ich bringe Dir eine gute Nachricht!“ rief er ihr zu, ein Zeitungsblatt vor sie hinlegend. „Franz Urban versuchte nebst einem seiner Mitgefangenen aus dem Gefängniß auszubrechen. Es gelang ihnen auch, nachdem sie den Wächter durch einen heftigen Schlag betäubt hatten. Allein ihr Entweichen wurde bald bemerkt, man forschte eifrig nach ihnen und nahm beide in dem Dorfe A . . . , wo sie sich in einer Scheune versteckt hielten, wieder fest. Urbans Gefährte leistete nur geringen Widerstand, er selbst wehrte sich aber wie ein Rasenber, verwundete mehrere Polizisten und empfing endlich in diesem erbitterten Kampfe eine schwere Verletzung, an deren Folgen er gestern verstarb. Nun kannst Du ruhig sein. Das Ehepaar Weidner verschollen,

Urban tobt — damit ist die ganze fatale Angelegenheit aus der Welt geschafft. Freue Dich nun des Lebens!“

„Wenn ich es nur könnte!“ erwiderte sie düster, und unfähig, ihr Leib und ihre Verzweiflung länger in sich zu verschließen, theilte sie ihm mit, was sie, an der Laube stehend, erlauscht hatte, sowie die darauf folgende Unterredung mit Bernau.

„Du bist also eifersüchtig!“ versetzte er lächelnd, als sie schwieg. „Das ist heutzutage nicht mehr üblich, liebe Schwester. Die eifersüchtigen Ehegatten gehören zu den längst aus der Mode gekommenen Figuren. Sie können ebensowenig mehr für zeitgemäß gelten, als die mit himmelblauen und rosa-rothen Bändern geschmückten Schäfer und Schäferinnen, die man noch auf verschiedenen alten Gemälden sieht, aber insofern gebe ich Dir recht: gefallen darfst Du Dir das nicht lassen. Du mußt meinem werthen Herrn Schwager zeigen, daß man Dich nicht vernachlässigen darf. Mag man Deinen Namen immerhin eines Tages im Verein mit einer Tollheit, einer verblüffenden Extravaganz nennen, das schadet nicht, aber für Witzeleien und spöttisches Bedauern ist er zu gut.“

„Was meinst Du damit?“

„Ich hoffe, Du bist nicht mit so ruhrender Naivität gesegnet, daß Dir meine Worte ein Buch mit sieben Siegeln sind. Wenn Bernaus Aufmerksamkeit mehr durch Dich in Anspruch genommen wird, findet er weniger Zeit, an Anna Dpen zu denken.“

„Soll ich auch den letzten Rest seiner Achtung auf's Spiel setzen?“

„Thorheit! Du hast aufgehört pikant zu sein. Aus der glänzenden Natalie ist ein langweiliges Hausmütterchen geworden. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. Lebe wohl!“

„Bleibe!“ rief sie. „Ich kann nicht mehr allein sein mit meinen Gedanken. Dein Rath hat mir niemals Glück gebracht, ich weiß daß ich Dich meiden sollte, aber ich habe ja sonst Niemand auf der Welt gegen den ich mich rückhaltlos aussprechen darf. Lasse nur hören, was Du meinst! Denke und handle für mich! Ich will Alles gut heißen, wenn es mir nur hilft das Verlorene wieder erringen.“

„Du darfst Deinen Salon nicht länger der Geselligkeit verschließen. Deine Schönheit, Dein Geist, Deine Toiletten sollen wieder das Tagesgespräch bilden. Du mußt Bernau zu verstehen geben, daß Du Deinen Werth kennst, darfst nicht seiner Eitelkeit schmeicheln, indem Du Dich eifersüchtig zeigst. Willst Du ihn denn glauben lassen, daß Du diese kleine, unbedeutende Anna wirklich für gefährlich hältst? Daß Du sie überhaupt für würdig erklärst, mit Dir in die Schranken zu treten? Das wäre das sicherste Mittel, Dich in seinen Augen herabzusetzen. Halte Deine Empfangsabende ab, zeige Dich in Deiner Loge und beim Wettrennen, fange wieder an, die anderen Einwohner dieser Stadt zu ärgern und ihnen Material zu kleinen, niedlichen Klatschgeschichten zu liefern, und Du wirst wenigstens nicht vergessen werden und den

Herrn Gemahl, der gegenwärtig Deiner etwas gar zu sicher ist, aus seiner an Gleichgiltigkeit grenzenden Ruhe aufrütteln. Er wird dann wieder das aufregende, die Langeweile des Ehelebens wohlthätig unterbrechende Gefühl kennen lernen, um seine Frau beneiden zu werden. Kann ich Dir hinsichtlich des Arrangements Deiner Soireen nützlich sein, oder willst Du Dich der Einladungen wegen mit mir besprechen, so stehe ich jederzeit zur Verfügung.“

Er wollte sich entfernen. Sie legte die Hand auf seinen Arm und sagte mit unterdrückter Stimme: „Noch Eins! — Wenn man uns auch von verschiedenen Seiten schmeichelt, weil wir Geld zu verschwenden haben, mißachtet bleiben die Kinder des Kassierers Volkmar doch! Rudolph würde mich höher schätzen, er hätte die von der Weidner ausgesprochenen Beschuldigungen viel entschiedener zurückgewiesen, lastete nicht solche Schmach auf dem Andenken unseres Vaters.“

„Was nützt es darüber zu reden? Das ist in n einmal nicht zu ändern“, erwiderte er barsch.

„Nein; aber ich sehe nicht ein, warum Andere, auf deren Familiennamen kein Flecken ruht, nicht eben so gut vor das Forum der öffentlichen Meinung gezogen werden sollten, sobald sich herausstellt, daß sie unter dem strahlenden Mantel der Tugend Falschheit und schlaue Berechnung bergen.“

„Auf wen beziehen sich Deine Worte?“

„Auf Anna Dpen. O Robert, könnte ich den Glorienschein, der sie umgiebt, zerstören! Könnte ich Rudolph den Beweis liefern, daß sie nichts weiter ist als eine geschickte Heuchlerin, daß sie nicht so hoch über mir steht, wie er wähnt! Dann wäre der Zauber gebrochen, den sie ausübt und ich dürfte wieder hoffen.“

Er sah sie an und lachte. „Nun, solche Wünsche gehen oft eher in Erfüllung als man denkt. Ich müßte mich sehr irren, oder die Dästerzungen werden bald genug anfangen, sich mit ihr zu beschäftigen. Ueberlasse das ruhig der Zukunft.“

Die Geschwister schieden! Roberts Rathschläge verfehlten ihre Wirkung nicht! Natalie wußte ihren Salon zu einem Sammelplatz der Geldaristokratie zu machen; auch die Freunde des Bruders wurden eingeführt und fanden freundliche Aufnahme. Einige reiche Emporkömmlinge veranstalteten ihrerseits nicht minder glänzende Feste und so war bald ein geselliger Verkehr angebahnt, der fast die ganze Zeit der jungen Frau in Anspruch nahm. Freilich gab sich Natalie diesem Taumel nur hin, um ihren Gedanken zu entfliehen, und oft wenn sie in lichtstrahlenden Sälen weilte, klopfte die Sehnsucht nach dem Kinde an ihr Herz; dann war sie nicht länger zu halten, der Wagen mußte vorfahren und zu Hause angekommen eilte sie in das traute Zimmer und kniete an dem Bettchen nieder; wenn aber Walter erwachte und die Gestalt in den schimmernden Gewändern sah, flog er zu weinen an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemeindekinder.

Originalnovelle von Gf. La Rose.
(Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

„Was?“ schrie sie, „ich soll es warten? — Ich, die ich all mein Lebtag einen Widerwillen gegen die Bälge hatte. Nein, dazu gebe ich mich nie und nimmer her.“

„Dann mußt Du das Haus, in dem Du jetzt wohnst, verlassen,“ hatte ihr der Bürgermeister gesagt. „Sei doch vernünftig, Frau, warum wehrst Du Dich? Das Mädchen ist ja schon fünf Jahre alt, das macht nicht mehr viel Arbeit, und zehn Pfennig des Tages bekommst Du auch dafür. Der Pfarrer wird es morgen früh zu Dir bringen.“

„Zehn Pfennig!“ schrie das Weib erbost. „Das ist mir zu wenig; von mir aus kann die Pöcher das Kind nehmen — oder die Eva.“

„Du mußt es haben und damit Punktum! — Entweder, oder — verstanden? Damit hatte sich der Bürgermeister entfernt.“

Für die Weiber ist der Besuch des Pfarrers und das Erscheinen des Kindes ein Ereigniß, eine Abwechslung in ihrem einsörmigen Leben; deshalb sitzen sie hinter dem Hause, stricken, flicken und spinnen — letzteres ist die einzige Beschäftigung der tollen Eva — und warten auf den angemeldeten Besuch. Der Pfarrer kommt näher und ermahnt Felice, brav zu sein und ihrer nunmehrigen Pflegerin stets zu gehorchen. Mit scheuen Blicken schaut das Kind auf die vor dem Pfarrer sich erhebenden Frauen. Die erste, Liese Stapsner, ist von mittlerer Größe, unterseht mit massivem Gliederbau, breiten Schultern und Hüften, dickem, rothbackigem Gesichte und feindselig schauenden Augen. Sie wirft einen verächtlichen Blick auf das Kind. Sie war einst eine reiche Bäuerin, aber von allen Menschen ihrer rohen Lieblosigkeit wegen gehaßt, und lebte in stetem Zank und Haber mit ihrem Manne und ihren Diensthöten; letztere schädigten sie oft an Hab und Gut, um sich wegen der erlittenen Unbilden zu rächen. Sie hatte kein Glück und ihr Mann keinen Verstand, um den großen Hof gehörig zu bewirtschaften. Es ging mit den Stapsner'schen Eheleuten von einem Jahr zum andern immer abwärts. Als er starb, war die Sant ausgebrochen; der Hof wurde verkauft, und Liese mußte ins Tagwerk gehen. Das Unglück machte sie noch gehässiger, sie klagte nicht sich selbst, sondern ihre Nebenmenschen an, daß sie verarmte. Sie schalt auf die Reichen und Vornehmen bis Niemand mehr sie in die Arbeit nehmen wollte. Darüber grämte sie sich dermaßen, daß sie längere Zeit krank und zuletzt arbeitsunfähig wurde. Sie war die erste, welche Bewohnerin des Armenhauses wurde. Die zweite, Kathinka Pöcher, ist klein und schwächlich; sie soll früher eine außerordentliche Schönheit besessen haben, jetzt sieht man es ihr nicht mehr an. Ihre Augen sind stets fließend, die Lider blutroth, das Gesicht theilweise zerseht. Auf welche Art

sie so geworden, hat sie nie gesagt. Man erzählte sich im Dorfe, ein Bursche habe ihr aus Eifersucht Pulver ins Gesicht geschossen. In ihrer Jugend war sie pud und genussüchtig. Das kleine Vermögen, welches sie hatte, war bald vergeudet, und der Rest einer unvermutheten Erbschaft, die sie kurz nach ihrer äußerlichen Verunstaltung machte, wurde anfänglich in Bier und später in Branntwein vertrunken. Sie war über den Verlust ihrer Schönheit untröstlich und wollte im Rausche ihren Jammer vergessen. Das Ende ihres früher bewegten Lebens verbringt sie im Armenhause, wo sie in stetem Streite mit der Stapsner lebt. Die dritte Bewohnerin, Eva Kulanter, ist seit ihrer Kindheit blödsinnig. Als ihre Eltern starben, wanderte sie, bis das Gemeindehaus gebaut wurde, von einem Hause zum andern, um Kost und Wohnung zu bekommen. Jetzt ist sie der Pflege der Pöcher anvertraut.

Diese drei Frauen stößten der kleinen Felice Abscheu und Grauen ein. Sie hat sie wohl früher schon öfters gesehen, doch nicht weiter auf sie geachtet. Heute ist ihr, als sehe sie dieselben zum ersten Mal in ihrem Leben.

„Meine lieben Frauen!“ spricht der Pfarrer sie freundlich an. „Der Herr der Welten, der die Schicksale der Menschen bestimmt, sendet Euch da einen jungen Gast, den Ihr hegen und pflegen, den Ihr lieben sollt. Es ist wirklich ein Glück, daß Euch dadurch wiederfährt; denn es ist ein gutes, kluges Kind, an dem Ihr Eure Freude haben werdet.“

„Eine schöne Freude!“ fährt ihn nun die Stapsner zornig an. „Ich bin eine alte, kranke Frau, von Gicht und anderen Gebrechen geplagt, ich möchte in meinen letzten Lebenstagen wenigstens meine Ruhe haben, und nun soll ich für die da,“ sie wies nach dem Mädchen, „kochen, waschen und sie beaufsichtigen. Wie kann ich das? Ich, die ich mich nur mühsam Sonntags in die Kirche schleppe. Sie wird mir davonspringen, und ich kann sie nicht einholen.“

Bei diesen Worten erhebt Felice mit einiger Hoffnung das geknickte Köpfchen. Davonspringen — ja, das will sie, bei der nächsten Gelegenheit, auf und davon — wohin? — zum Willi, ruft das kleine, gemartete Herz, vielleicht wenn ich recht bitte, nimmt mich die Frau Baronin, sie sah immer so gut aus, wenn sie in die Kirche kam. Der Gedanke tröstet sie einigermaßen, dennoch schreit sie laut auf, als der Pfarrer sich entfernen will. Sie läuft ihm nach, schlingt ihre Arme um seine Knie und ruft:

„Mitnehmen! Mitnehmen!“
Er bückt sich, hebt sie auf und trägt sie, ihr freundliche Worte zusprechend, ins Haus zurück.

„Soll ich sie einsperren?“ fragte höhrend und über die Verlegenheit und den Kummer des alten Herrn belustigt die Stapsner.

„Das ist nicht nöthig,“ erwiedert er, „denn das Mädchen ist ein solgsames Kind, sie wird bleiben; wenn man es ihr

befiehlt. Denke an Deinen Bruder, Felice, der fleißig lernt und Dich dann zu sich nimmt, — und jetzt bleibe! Wüßt Du?“

„Ja,“ kommt es leise von den zuckenden Lippen der Kleinen.

„Und Du wirst mich jetzt fortgehen lassen? Wenn ich wieder komme, bringe ich Dir etwas hübsches mit. Also kann ich gehen?“

Sie giebt ihm keine Antwort und schaut ihm weinend nach.

„Eine schöne Bescherung!“ murrte Liese, während sich die Pöcher abwendet, um weiter zu flicken, und die tolle Eva grinsend um das Kind herumgeht, es anstarrt und nach den goldblonden Zöpfen Felicens greift. Erschrocken flüchtet sich diese in die hinterste Ecke des Gartens. Eva will ihr nachhumpeln, aber die Pöcher führt sie zum Spinnrad zurück und bedeutet ihr, das Kind in Ruhe zu lassen. Da sitzt Felice im Grase unter einem der der Bäume, sie senkt den Kopf tief zur Erde und weint. Einige Ameisen schleppen ein Zweiglein, sie mühen sich entschlossen ab, durch das Gras zu kommen. Eine Zeit lang beobachtet das Kind die Thierchen, dann senkt es den Kopf tiefer und tiefer zur Erde, es fühlt einen Schmerz an der Stirn und fährt mit der kleinen Hand darüber, stöhnt auf, schließt die Augen und sinkt dann schlafend ins Gras. Der Mittag ist vorbei, der Abend kommt, das Kind schläft noch. — Die Weiber haben ihre Suppe gegessen. Es ist nichts übrig geblieben.

„Was giebst Du ihr denn, Liese?“ fragt die Pöcher.

„Geht das Dich etwas an?“ fährt diese zornig auf, „mische Dich nicht in meine Angelegenheiten! Hast Du mich verstanden?“

Brummend gehen sie auseinander, jede legt sich auf ihr Bett und schläft, bis die Sonne untergegangen ist. Am Abend schaut Liese doch nach dem Kinde.

„Da liegt es noch!“ ruft sie den andern zu. „Ich wollte, es wäre in die Schlucht gelaufen, hätte sich ertränkt, oder wäre abgefallen. — Aber es ist wahr, Unkraut verdirbt nicht.“

„Darum bist Du auch von Deinem Krankenlager wieder aufgestanden,“ ruft die Pöcher, während Eva laut und verständnißlos lacht.

Liese reißt das Kind auf. Als dieses in das zornige Gesicht schaut, stößt es erschrocken einen Schrei aus.

„Warum brüllst Du denn? Wüßt Du die ganze Nacht im Grase liegen bleiben? Ins Haus geh', marsch ins Bett!“ Sie treibt das Kind in seine Kammer. Auf der hölzernen Sitzbank, welche längs der Wand hinläuft, hat sie ihm eine Decke und ein kleines Kissen hingelegt. „So is und trink' erst, Balg Du!“ Sie reicht ihm ein Töpfchen Milch und etwas schwarzes Brod.

Das Kind hat schon seit einigen Tagen nur wenig Nahrung zu sich genommen. Der Seelenschmerz ließ es den Hunger nicht spüren. Seit Wilhelm ihm in der Frühe den Kaffee brachte, hat es nichts mehr gegessen. Sie weist das Brod zurück, trinkt aber rasch die Milch.

„Du bist eine Kameradin der Pöcher, trinken kannst Du, aber essen magst Du nicht.“

Felice giebt keine Antwort.

„Bist Du störrisch, Fraß? — meinetwegen.“ — Sie legt sich in ihr Bett und fängt bald darauf zu schnarchen an.

Felice hat keinen Schlaf mehr, aber Kopfweh und einen quälenden Durst. Sie schaut auf die Schnarchende und dann auf die Thür. Der Kiegel ist hoch oben und vorgehoben; sie sieht ein, daß sie da nicht hinaus kann. — Der Pfarrer hat gesagt, daß sie gehorchen, daß sie bleiben soll. „Wenn ich nur trinken könnte!“ seufzte sie. Draußen rieselt der Brunnen, sie sieht das Wasser im Mondschein glänzen. Wieder schaut sie auf das Bett; die Frau schläft und wird nicht hören, denkt sie, wenn ich das Fenster öffne, hinaussteige und trinke, vielleicht daß ich dann schlafen kann. Wo jetzt wohl Willi ist? Der Weg nach dem Schlosse geht auch von da aus durch den Wald, ich bin ihn schon öfter mit Willi gegangen, um Beeren zu suchen. — „Ich habe so Durst,“ ächzt sie, „der Kopf ist so heiß.“ Zuletzt wird der Drang hinaus, um zu trinken, in ihr immer größer, sie steht auf, zieht und schiebt an dem Kiegel des Fensters, lange vergeblich, endlich — jetzt — Himmel! Sie hat das Fenster rasch aufgemacht, ohne zu sehen, daß das Töpfchen, aus dem sie Abends Milch getrunken, noch am Sims steht. Es fällt klirrend und in Scherben zerbrechend auf den Boden. Darüber erwacht die Schläferin und fährt erschrocken jäh empor. Schon ist Felice halb aus dem Fenster geschlüpft, als sie mit einem verben Knuck wieder in die Kammer zurückgerissen wird.

„Was, Fraß! aus dem Fenster willst Du? Ich werde Dich lehren gehorsam zu sein.“ Und im Zorn schlägt sie unbarmherzig auf das Kind. Dann nimmt sie es und legt es auf die elende Lagerstätte zurück. „Ich habe ihr nichts gethan,“ murmelt sie, als sie das tobtentblaße Gesicht mit den geöffneten Augen sieht, steigt ins Bett und schläft wieder ein.

Am Morgen schaut sie nach dem Kinde, das mit glühend rothem Kopfe sich stöhnend hin und her wendet.

„Bist Du krank?“

Keine Antwort erfolgt.

„Jetzt haben wir die Bescherung,“ murrte diese, „jetzt kann ich es noch warten und pflegen. Pöcher, lauf zum Pfarrer und sage, daß das Kind krank ist, und daß sie nachschauen sollen, was ihm fehlt!“

„Du wirst es erschreckt und gequält haben, bis es die Besinnung verloren hat,“ erwiedert die Pöcher und geht eiligst ins Dorf, um es dem Pfarrer zu melden.

Kurz darauf kommt dieser mit dem Bader, der den Puls der Kleinen fühlt, zum Geistlichen sich wendet und sagt:

„Es ist das Fieber, es kann rasch vorüber gehen, vielleicht ist es am Abend schon wieder ganz gut. — Es kann aber auch schlechter werden, dann muß man den Doktor holen. Diese, Du machst dem Kinde

kalte Umschläge und giebst ihm von Zeit zu Zeit Wasser zu trinken, es wird Durst haben. Vorderhand läßt sich weiter nichts thun.“

Der Pfarrer bleibt noch eine Weile und schaut dem mürrischen Weibe zu, wie es widerwillig und verdrossen des Baders Befehle ausführt. Dann geht er bekümmerten Herzens heim. Als er am Abend wiederkommt, ist die Kleine viel besser, sie fiebert zwar noch ein wenig, ist aber bei vollem Bewußtsein. Im Laufe der Woche kommt der Pfarrer noch einige Mal, um nach Felice zu sehen, die sich in ihr Schicksal zu ergeben scheint. Sie lebt freudlos einen Tag wie den andern dahin, empfängt manchen Stoß unverdiente Schelt- und Schimpfworte und begreift nicht, warum das Weib sie so haßt. Ich mag sie auch nicht, denkt sie mit aufsteigendem Grolle im Herzen.

Sie sitzt meist im Garten und wartet auf den Pfarrer, aber dieser hat keine Zeit mehr für sie; es ist im Thale der Scharlach ausgebrochen, von dem beinahe sämtliche Kinder erfaßt sind. In den letzten Tagen hat sich die Krankheit auch auf die Erwachsenen ausgebreitet, bei denen sie gewöhnlich den Tod mit sich bringt. Es ist ein großes Sterben im Thale, und der alte Pfarrer hat kaum Zeit zum Essen und Schlafen; denn er muß die Kranken besuchen, die Sterbenden trösten, die Todten begraben.

Wohl denkt er öfters an das Kind, da es ihm aber unmöglich ist, es zu besuchen übergiebt er es dem Schutze Gottes und erfüllt die nächste, dringende Pflicht, die schwer und mühsam für sein Alter ist.

Warum kommt Wille nicht, denkt sich Felice und schaut in das grüne Wasser des Abbaches, über den ein schmales, langes Brett gelegt ist, das als Steg benutzt wird. Auf diesem Stege sitzt Felice und denkt mit Jammer und Sehnsucht an den Bruder. Ja, wenn Willi da wäre, er ließe mich nicht so schlagen von der alten Heze. Sie schaut ihren kleinen mageren Arm an, der stellenweise ohne Haut ist. Die Stapsner hat ihr einen starken Stoß gegeben, der sie fallen machte; dabei hatte sie sich an der Wand die Haut abgeschürft. Die Wunden brennen, Willi würde sie kühlen. — „Du bist eine Heze,“ hat gestern die Pöcher zornig zu der Stapsner gesagt, und Er hatte es so laut nachgeschrien, daß es die Felsenwände zurückgaben. Heze! „Heze!“ Heute Morgen befohl die Stapsner dem Kinde, die Bank in der Kammer zu waschen, was die Kleine zwar willig that, doch nicht die Zufriedenheit ihrer Pflegerin erhielt. Diese riß das Schaff weg und stieß sie dabei an den wunden Arm. Die sonst so sanfte Natur des Kindes lehnte sich gegen die rohe Behandlung auf. „Du bist eine böse Heze!“ rief die Kleine. Ehe sie es sich versah, hatte die Stapsner sie erfaßt, in die Höhe gehoben, geschüttelt und in eine finstere, kleine Kammer geschleppt, welche gewöhnlich als Holzager diente, und sie darin eingesperrt. Auf ihr lautes Schreien kamen die beiden andern Bewohnerinnen herbei, Felice hörte sie mit ihrer Peinigerin

sprechen und sich bann wieder entfernen. Nach ungefähr einer Stunde wurde die Thür ihres Gefängnisses leise geöffnet. Er grinst herein, Felice flüchtete sich hinaus in den Wald und blieb den ganzen Tag in den Stauden versteckt. Jetzt hat sie sich herausgewagt, sie sitzt auf dem Stege und denkt unablässig an Willi. Da hört sie ein Geräusch und sieht Er, die ein Zeichen macht, daß sie ihr folgen solle. Als Felice ruhig sitzen bleibt, bedeutet ihr Er, daß sie Schläge bekommen werde. Die Furcht treibt das Kind auf, mit gesenktem Kopfe schleicht sie der Irren nach, diese nimmt sie bei der Hand, führt sie wieder in die Kammer zurück und riegelt hinter ihr zu. Eine Weile darauf wird die Kammer geöffnet, diese schaut herein und sagt:

„Jetzt bist Du gerade acht Stunden im Loch gewesen, das war für die Heze. Heraus! und wenn Du noch einmal schimpfst, dann Gnade Dir Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst seinen Durst zu stillen.

Von Dr. Heinrich von Kleinschmidt.
(Nachdruck verboten.)

In den Tagen großer Hitze, in den Monaten Juli und August wird stets eine Frage aufgeworfen, die mehr, als man eigentlich glauben sollte, auf das Allgemeinbefinden einen großen Einfluß hat; es ist dies die Frage: „Will ich aufrichtig sein, so muß ich, selbst auf die Gefahr hin, einem oder dem andern der geschätzten Leser ein ungläubiges Lächeln zu entlocken, gestehen, daß fast kein Mensch es versteht, während des Sommers auf richtige und angemessene Art seinen Durst zu stillen. Man trinkt, theils aus Gewohnheit, theils aus Übung; aber die einen trinken zu viel und die andern nicht genug; einige kaum so viel, daß sie sich bei Kräften erhalten können, andere wieder derartig, daß sie sich schwere Krankheiten zuziehen. Es ist daher ebenso unerlässlich, richtig trinken, wie vernünftig essen zu lernen.“

Ein erheblicher Theil aller Krankheiten und körperlichen Beschwerden, an denen die Menschheit im Sommer leidet ist auf keine andere Ursache zurückzuführen, als auf die im Uebermaß genossenen Erfrischungen. Wir wollen heute nicht auf die Qualität der Getränke, welche hauptsächlich zur Anwendung gelangen, näher eingehen, sondern versuchen, die Theorie des Trinkens mit einigen Worten zu erläutern.

Ist das Trinken gefährlich, wenn man stark erhitzt ist?

Stillt man den Durst, wenn man viel trinkt oder reizt man ihn im Gegentheil dadurch noch mehr? Wie muß man trinken, um die wirkliche Qual zu lindern, die in der Trockenheit des Mundes und der Kehle ihre Anfangsursache hat?

Das sind die Punkte, die immer noch nicht genügend aufgeklärt sind, und die wir uns ein wenig näher betrachten wollen.

Gewöhnlich wird uns das Trinken verboten, wenn wir stark erhitzt sind, man

fürchtet, die Einführung kalter Getränke
nein bin Schweiß befindlichen Körper könne
Erfältungen, ja sogar Brustfellentzündungen
im Gefolge haben, und in der That hat
der Genuß von kaltem Wasser schon
manchmal tödtliche Krankheiten herbeigeführt.
Sehen wir uns nun die Fälle etwas
genauer an.

Wenn man in sehr heißem Zustande
kaltes Wasser trinkt, so geht folgende
Wandlung im Organismus des Menschen
vor sich. Die Kälte, welche in das Innere
bringt, stößt das Blut der Eingeweide
nach der Hautoberfläche zurück, die Hitze
bringt nach außen, die Transpiration wird
stark beschleunigt, und man fühlt, wie
einem die Wärme ins Gesicht steigt. Ver-
zehrt man z. B. eine Portion Eis oder
inkt ein Glas sehr kaltes Wasser, so
wird sich unmittelbar darauf der ganze
Körper mit Schweiß bedecken. Trinkt
man zwei bis drei Glas Wasser hinter
einander, so wird die Wirkung eine ganz
besonders starke sein, und man wird sogar
einige Minuten später einen Schauer
empfinden. Ist die eingeführte Menge
nicht besonders groß gewesen, so kehrt das
Blut, nachdem es zur Haut geströmt, in
das Innere zurück. Diese doppelte Be-
wegung des Blut-Eingangs und-Rückgangs
ist im Grunde genommen dem Menschen
durchaus nicht nachtheilig, aber es kann
dennoch gerade hierin eine Gefahr liegen.

Die Temperatur des Menschen ist bis
auf wenige zehntel stets dieselbe, nämlich
38 Grad. Das Uebermaß der Hitze,
welches die Temperatur im Sommer er-
höhen würde, wird durch den Abgang
wärmender Materie, der man die Ver-
flüchtigung des Schweißes verdankt,
kompensiert. Es ist bekannt, daß, wenn
man sich ein wenig Alkohol, Eau de
Cologne oder Aether auf die Hand oder
auf die Stirn gießt, man sogleich eine
Empfindung von Kälte verspürt; daraus
erfährt man, daß alles Flüssige, um zu
verdunsten, den umgebenden Körpern Hitze
entnimmt. Jedes Gramm, welches ver-
dunstet, läßt auf der Oberfläche des Körpers
eine deutlich wahrnehmbare Kälteempfindung
zurück. Unter normalen Bedingungen ist
es das Nervensystem, welches die Ver-

flüchtigung des Schweißes, und daran
anschließend den Abgang der Wärmematerie
reguliert. Das Nervensystem zwingt den
Körper mit Rücksicht auf die äußere
Temperatur zu erkalten, und so bleibt der-
selbe unverändert in einer Temperatur von
38 Grad, wie eine Maschine, deren Kessel
vom Heizer reguliert wird. (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Weißes Taffet zu waschen. Diesen
weicht man in Flußwasser ein und wäscht ihn
mit Weizenkleie und venetianischer Seife aus.
Alsdann wird er ausgespült, geschwefelt und in
Traganth und Flohsamen und sächsischem Blau
gesteift und zuletzt zwischen zwei Tüchern gerollt
und geplättet. Eine andere Art, schwarzen
Taffet, sowie überhaupt alle schwarzen Seiden-
zeuge zu waschen, ist die, daß man einen Schwamm
entweder in Krausenmünzwasser oder Branntwein
taucht, damit das Zeug bestreicht, dann zwischen
zwei Tüchern halb trocken rollt und zuletzt auf
der linken Seite plättet.

Das Färben der Pomaden. Roth färbt
man die Pomaden mit Alcannawurzel, indem
man von dieser in das geschmolzene Fett giebt
und nachher durch Leinwand gießt; gelb färbt
man mit Orlean, das, mit dem gleichen Gewicht
Spiritus angerieben, dem Fett zugefügt wird, ist
dies genügend gelb geworden, so gießt man durch
Leinwand; braun färbt man sehr schön mit
Weidenrindenertract, welches bis zur starken
Syrupkonsistenz abgedampft wurde, auch mit
geschmolzener Kakaomasse kann man braun färben,
die man nach und nach mit Fett verreibt. Grün
färbt man, wenn man 4 Theile Nachtschatten-
blätter gut zerschneidet, und mit 1/2 Theil
Weingeist 10 Theilen Fett zusetzt und so lange
kocht, bis die wässrigen Theile verflüchtigt sind,
dann preßt man aus und gießt durch Leinwand.
Um eine weiße Pomade, die einen kleinen
Stich ins Gelbe hat, recht weiß und schaumig zu
machen, löst man in dem zuzusetzenden Wasser
etwas Borax auf und agitiert dann fleißig.
Auf 1/2 kg Fett kann man ca. 20 g Borax
rechnen.

Wachsblumen anfertigen. Man nimmt
hierzu Wachs, welches man in einem Tegel
flüssig werden läßt und, mit etwas gereinigtem
Terpentinöl vermischt und beliebig gefärbt, auf
einen Zeller gießt. Mittelfst Streifen gut geleimten
Papiers, die man erst in Wasser taucht, dann
über das flüssige Wachs hinführt und wieder
in lauwarmes Wasser taucht, bildet man Wachs-
streifen, aus denen die Blätter sich leicht aus-
schneiden oder mittelst Blechformen austreten
lassen. Die nöthige Wölbung giebt man ihnen
mittelst verschiedener Kugelhölzer, die aber ebenso
wie die Blechformen vor dem Gebrauch in laues
Wasser getaucht werden müssen. Die Stengel
und Stiele werden von Draht gemacht und mit

Wachs überzogen. Die Staubfäden bildet man
aus ganz fein geschnittenem Wachs, das man in
Gummivasser und dann in gefärbten Gries
eintaucht. Die Adern auf den Blumen- und
Stempelblättern werden mit dem Pinsel auf-
getragen.

Humoristisches.

Schlau. Eine Anzahl Damen haben eine
Kreuzerpartie unternommen. Unterwegs haben
die Pferde eine starke Steigung zu überwinden,
worauf einige Damen aussteigen. „Ach bitte,
nur die älteren Damen sitzen bleiben,“ wendet
sich der Kutscher zu den übrigen. Im Augenblick
ist der Wagen leer.

Der empfindliche Nachbar. Herr: „Ich
bin der Klavierstimmer, gnädige Frau.“ — Haus-
frau: „So? Ich hab' ja aber keinen solchen
bestellt!“ — Herr: „Nein, aber der Herr, der
hier nebenan wohnt, schickt mich zu Ihnen.“

Er kennt ihn. Hausfrau: „Denken Sie,
jezt wohnt der Mensch doch schon sechs Monate
bei mir und hat noch keinen Pfennig Miethe
bezahlt!“ — Student: „Das wundert mich nicht
so sehr, aber daß er Sie noch nicht angepumpt
hat, verstehe ich nicht!“

Ein kritischer Moment. Banier
Schwindelmayer (zu seiner Gattin, welche eben
Toilette macht und Haare, Zähne u. s. w. abge-
legt hat): „Nimm Dich zusammen, Adele der
Gerichtsvollzieher kommt!“

Waldvogel.

Es wiegt sich hoch auf grünem Tannenast
Waldvögelein
Und schmettert hell und jubelt freudig laut
Vom Baum allein.

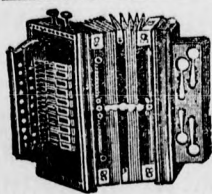
Es schwebt empor aus grüner Waldesnacht
Und fliegt gar weit;
Und wieder rauscht ihr altes Schlummerlied
Waldeinsamkeit.

Was suchest Du, mein Herz, ein fremdes Herz
Mit Sehnsuchtspeinen?
Wie singt der Vogel doch in selger Lust
Im Wald allein.
(Deutsch. Dichterheim.)

3cherz-Räthsel.

Die ersten Zwei siehst du beim Bau
Die letzten Zwei sind auf der Au,
Als Ganzes prangt, weiß man genau,
Kein Mädchen gern und keine Frau.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:
„Zuli, (Zu, U).



Für nur
5 1/2 Mk.

per Stück versende per Nachnahme
von einem allseitig anerkannt besten,
ganz neu eingeführten Concert-
Zieh-Harmonikas „Süderland“
mit 24hörig leichtspielend aufsehner-
regender Musik, 10 Tasten, 2 Bassen,
2 Registern, 2 doppelbalgiger Stahl-
edlenbalg 35 Cm., große Pracht-
Instrumente. Verpackungsliste kostet
nichts. Selbsterlernschule umsonst.
Porto 80 Pfg. Preisliste gratis
und franko. Man best. am besten
direkt beim ältesten und größten
Geschäft dieser Art bei 24836

Heinr. Suhr
in Neuenrade i. W.

Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungs-
schwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich
herzlich gern und unentgeltlich mit, wie
sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich
hiervon bereit wurde.
Pastor a. D. Kypke in Schreiberhan
Nierenachtrae. 22160

Ia. Süßrahmbutter 8 1/2 Pfd. 25119
M. 9. fe. Nachn.
N. Semmerling Herforst b. Trier.

Albrecht's Medicinal-Pfeife

D. R. P. 46092,
K. K. austr. P. 9589, Z. ang. 29300
z. hab. in jed. bess. Pfeifenhdlg.
od. dir. z. bez. d. die Pfeifenfabr.
von C. Albrecht, Ruhla Th.
Kurz 2, 2 1/2, 3, 3 1/2, 4 1/2, 5 d. Stok.
1/2 lg. Aborn 2 1/2, 1/2 lg. Weichs. 4, 4 1/2,
1 1/2, 2 1/2, 3 1/2, 4 1/2, 5
Vers. g. Nachn. od. vorh. Eins. d. Betr.
Ausf. Preisl. ums. Wiedervork. gez.



Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich
Inserate 15 Pfennig die Zeile.
**Süddeutsche
Thier-Börse**
Verbreitetste Organ für Geflügel-
Fachzeitung Süd-Deutschlands. Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht.
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände
Wirtl. Postzeitschriftenliste No. 290. Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichsposzeitschriftenliste No. 6183a

PATENTEN schnell und
sorgfältig
durch Richard Lüders
Patent-Bureau
Görlitz